

KULTBUCH Endlich erscheint „Jazzlife“ in einer neuen und stark erweiterten Ausgabe

Suche nach den Wurzeln

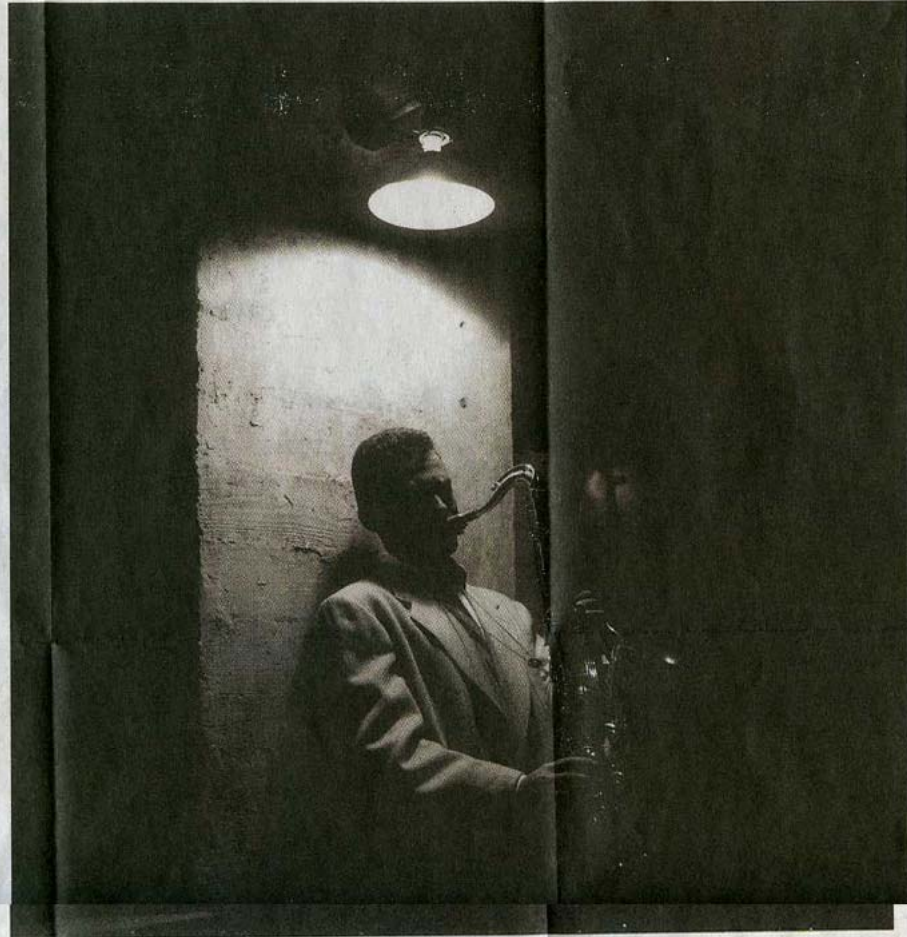
Die amerikanische Improvisationsmusik brach 1960 zu neuen Ufern auf. Auf 700 Seiten zeigt William Claxton, wie aus Stars Legenden wurden.

ULRICH STEINMETZGER

Mit dem humorlosen Ernst des Überzeugten kämpfte Nick La Rocca seinen Kampf. Die Weißen hätten den Jazz erfunden, allen voran seine konsequent ohne Farbige besetzte Original Dixieland Jass Band. Die hatte 1917 wahrscheinlich die überhaupt erste Platte mit dieser Musik aufgenommen. Immerhin, das macht stolz. Und weil auch eingebildeter Adel verpflichtet, hatte der Kornettist regelmäßig Journalisten mit obskuren Beweisen seiner selbstbewussten These torpediert und schließlich sein Konvolut der Tulane University in New Orleans übereignet. Am anderen Ende der Barrikade reklamierte 1902 schon Jelly Roll Morton die Erfindung für sich.

Den Jazz aber kann man nicht erfinden, es ist schon schwer genug, ihn überhaupt zu finden. 1959 hatte der deutsche Jazzpapst Joachim Ernst Berendt die Idee, quer durch Amerika nach den Wurzeln der improvisierten Musik zu suchen, von denen man nicht einmal genau wusste, ob sie überhaupt hier lagen. Sicher war aber, dass die ersten Auswüchse exakt hier zutage getreten waren. Ein schöner Stoff, ein weites Feld. Und die in dieses gigantische Buch hinein geernteten Forschungen zählen zum sinnfälligsten Ertrag, der jemals über Jazz eingefahren wurde.

Grund dafür ist, dass Berendt noch eine Idee hatte. Anfang Oktober 1959 rief er William Claxton an. Weil er den Burda Verlag im Rücken hatte, konnte er 7000 Dollar plus Spesen bieten, um ihn begleiten zu können. Eine Menge Geld für einen jungen Fotografen, der nur noch klären musste, ob ihn seine gerade heimgeführte Frau gehen lassen würde. Sie zierte sich, stimmte schließlich aber zu. Der Kalifornier hatte in den wenigen Jahren zuvor durch seine Coverfotos für das Label Blue Note und andere Arbeiten dem Jazz zu einem Bild verholfen, zu einer Corporate Identity, die bis heute wiederkannt wird und gültig geblieben ist. Signifikante Schwarzweißporträts jenseits des Schmuddelimages, Tagansichten von Nachtarbeitern, beseelte Bilder voller Verständnis der Sache. Seine Fotos zu den Tönen sind mittlerweile fast Ikonen: Chet Baker, Roland Kirk, der blinde Entertainer mit drei Saxofonen gleichzeitig und Trillerpeife,



VERSPIELT: Stan Getz vor dem Bühneneingang des Clubs „Cosmo Alley“ in Hollywood.
Foto: Taschen Verlag

John Coltrane vorm großflächigen Rothko-Gemälde im Guggenheim Museum, Thelonious Monk mit verhangenem Blick, Art Pepper auf dem Weg nach oben, den er dann doch nicht schaffen sollte.

Gedruckte Wegmarke

All das sieht man in diesem in jedem Sinne großen, acht Kilo schweren Buch, das in seiner kleineren Version 1961 erschienen war, sich enorm verkaufte und über die Jahre zum Sammler-Jagdstück geworden ist. Jetzt ist es vorsichtig aktualisiert, mit beigelegter CD einiger Tondokumente dieser Odyssee, im Bildteil erweitert und verfeinert, im Format vergrößert, was den Fotos bestens bekommt. „Jazz Seen“ hießen Claxtons Film und Buch vor ein paar Jahren. Das jetzt ist die Steigerung des damaligen Superlativs. Was wie ein Grenzstein in der Hand liegt, ist tatsächlich eine Wegmarke.

Man sieht Jazz als Lebensstil, sieht Saxofone, Trompeten, Kontrabässe, Bluesgitarren, Marching Bands, Kinder, Tanz, Boheme, Zigaretten zwischen den Fingern, sieht Regenschirme als Statussymbole, Kirchen von innen und Chöre, lachende Gesichter, die Goldzähne oder Zahnlücken ent-

blößen, Bürgerliches und Antibürgerliches. Man sieht ein Gefühl in ausgeleuchteten Biotopen. Man sieht, was gesehen wurde auf den Wegen zu „Amerikas bedeutendster Kunstform“ in einem ihrer besten Jahre.

1960 begann viel Neues, das an die Namen Coltrane, Monk und Rollins geknüpft ist. Charles Mingus organisierte ein Gegenfestival zum renommierten Newport in jenen Tagen, als die Rassenschranken zu wanken begannen und diese Musik das intuitiv beförderte und abbildete. Der schlaffe Westcoast Jazz an den Pools von L. A., wie in Duldungsstare von Hollywood eingekauft, dümpelte wohltemperiert dahin. Ein willkommenes Klima für einen wie Ornette Coleman, der alles anders machte. Man sollte unbedingt Berendts exzellente Texte lesen neben diesen phantastischen Fotos, weil sie über den Tag hinaus die Phänomene beschreiben: ein bisschen dozierend, sehr begeistert und in jeder Hinsicht ganz nah an der Sache. Anders als Harry Smith, der einen ähnlich aussichtslosen Kampf führt wie Nick La Rocca. Und von seiner Sache ebenso überzeugt ist. Smith sitzt im Archiv der Berklee School in Boston, wo Schüler vieler Nationen den Jazz lernen, und transkribiert fast alle wichtigen Solos des Jazz aufs Notenpapier. Doch wie man Jazz nicht

erfinden kann, kann man das, was ihn ausmacht, nicht vom Blatt spielen.

Niemals ein Massenprodukt

Die Sache ist vielfältiger, weil die Stile wie die Häute einer Zwiebel übereinander liegen, um ein Ganzes zu bilden: Gospel und Kirchen in Newark und Harlem, New Orleans und Marching Bands, das Gefängnis in Louisiana, wo der Blues lebt, Swing und Bebop in Kansas City, Saint-Louis-Ragtime, Memphis-Dixieland, Chicago und sein Zwanziger-Jahre-Stil, Bigbands in Las Vegas, Beatniks in San Francisco und New York, New York, New York. In den besten Momenten ist das Ganze mehr als die Summe seiner Teile. Das spürt man nach dem Blättern in diesem Buch. Und bei jedem Blättern spürt man es anders. Genau wie das dem Jazz entspricht, für den Pianist Lenny Tristano eine schöne Formel fand: „Wo improvisiert wird, ist keine Massenproduktion möglich.“

■ William Claxton, Joachim Ernst Berendt: *Jazzlife. A Journey for Jazz Across America* in 1960. Taschen Verlag, Köln 2005. 696 Seiten inklusive CD, 150 EUR.

Bestseller